

## „Christus nichts vorziehen“<sup>1</sup>

In der Benediktusregel kommt der Ausdruck „nichts vorziehen“ dreimal vor: Man soll der Liebe Christi (RB 4,21), Christus selbst (RB 72,11) und dem Gottesdienst (RB 43,3) nichts vorziehen. Offenbar bedeuten alle drei Sätze dasselbe, bzw. erklären einander. Und genau genommen fordern sie für Christen nichts besonderes, denn Christus an die erste Stelle zu setzen, ist das, was unseren Glauben ausmacht. Ich spreche an dieser Stelle nicht zu Atheisten, nicht zu religiös unmusikalischen Menschen, nicht zu mehr oder weniger gleichgültigen Nur-Taufschein-Christen, sondern zu Menschen, die sich klar für Christus entschieden haben. Christus nichts vorzuziehen, dürfte für niemanden hier ein Problem sein, es ist die Grundlage unseres Lebens. Doch wir wissen, dass es nicht ganz so einfach ist, dass wir ihm doch immer wieder anderes vorziehen, und auch Benedikt wusste das, sonst hätte er nicht dreimal in seiner Regel diesen Ausdruck verwendet.

Dass man Christus nichts vorziehen soll, ist keine Idee Benedikts, wir finden diese Forderung, wenn auch mit anderen Worten schon im Neuen Testament (z.B. Mt 10,37), wir finden sie in früheren Regeln, wir finden sie bei Augustinus und vor allem bei Cyprian<sup>2</sup>. Hinter ihr steht die wichtige anthropologische Tatsache, dass wir Menschen uns in einer beständigen Situation des Wählen-Müssens befinden. Wir können gar nicht anders, als jeden Augenblick entscheiden, ob wir A oder B wollen, bzw. A oder Nicht-A. Selbst wenn wir uns nicht entscheiden oder eine Entscheidung aufschieben, ist das eine Wahl. Es ist daher von existentieller Bedeutung zu erkennen, was wirklich weiterführt, und was vielleicht auch ganz nett ist, an zweiter, dritter oder siebenundzwanzigster Stelle durchaus einen Platz hat, aber zerstörerisch wird, wenn wir ihm den ersten Platz geben<sup>3</sup>.

---

<sup>1</sup> Vortrag am 6.5.2022 beim Kolloquium „Benediktinische Impulse für einer Erneuerung der Kirche in Hildesheim“. Der mündliche Stil wurde beibehalten.

<sup>2</sup> Cyprian, Über das Gebet 15: „„Christus über alles stellen, weil auch er nichts über uns gestellt hat“; vgl. auch Cyprian, An Fortunatus Praefatio.

<sup>3</sup> Vgl. C.S.Lewis, First Things and Second Things in: God in the Dock (Grand Rapids 1970) 278-280: „Every preference of a small good to a great, or a partial good to a total good, involves the loss of the small or partial good for which the sacrifice was made... You can't get second things by putting them first; you can get second things only by putting first things first. From which it would follow that the question, What things are first? is of concern not only to philosophers but to everyone.

„Der Liebe Christi“ nichts vorziehen. Ich gehe hier nicht auf die Frage ein, ob *amor Christi* als Genetivus objectivus oder Genetivus subjektivus zu verstehen ist, denn es geht auf jeden Fall um die gegenseitige Liebe zwischen Christus und uns. Paulus sagt im Römerbrief, dass uns nichts von dieser Liebe Christi scheiden kann (Röm 8,35), allerdings müsste man hinzufügen: Außer wir uns selbst! Ziel des menschlichen Lebens ist es, diese Liebe Christi zu verstehen, die alle Erkenntnis übersteigt (vgl. Eph 3,19). Aus eigener Kraft können wir ihr nicht mit Gegenliebe antworten, sondern auch das muss uns von Gott geschenkt werden<sup>4</sup>.

Gut, dann lassen wir uns doch einfach von Christus lieben und lieben wir ihn wieder! Fangen wir heute damit an und hören wir nie mehr damit auf. Das klingt einfach, ist aber, wie wir alle wissen, ein lebenslanger Weg mit vielen Hindernissen. Das Haupthindernis besteht in dem, was Benedikt „Treiben der Welt“ nennt, und wovon er unmittelbar vor dem Satz „der Liebe Christi nichts vorziehen“ spricht: „Dem Treiben der Welt fremd werden“. Offenbar meint Benedikt, dass das Treiben der Welt bzw. unsere Verfallenheit an dieses Treiben uns hindert, der Liebe Christi nichts vorzuziehen. Das entspricht der Botschaft des Neuen Testaments, wo es heißt: „Liebt nicht die Welt und was in der Welt ist! Wer die Welt liebt, hat die Liebe zum Vater nicht“ (1Joh 2,15). Von denen die ihm nachfolgen, sagt Christus: „Sie sind nicht von der Welt, wie auch ich nicht von der Welt bin“ (Joh 17,16).

Hier stutze ich, klingt das nicht sehr negativ? Ist die Welt nicht die gute Schöpfung Gottes, die Gott so sehr geliebt hat, dass er seinen eigenen Sohn für sie dahingab (vgl. Joh 3,16)? Kann man nach „Gaudium et Spes“ noch einen Gegensatz zwischen Welt und Christus konstruieren? Ist Weltflucht nicht etwas, was wir zum Glück überwunden haben?

Schauen wir in die Regel Benedikts: Bei ihm kommt *mundus* nicht vor, statt dessen verwendet er für „Welt“ das Wort *saeculum*. Dieser Begriff wird relativ neutral verwandt, so heisst es z.B., dass ein Abt sich auch um weltliche Dinge kümmern muss (vgl. RB 64,17) und dass Mönche etwas billiger verkaufen sollen, als es Weltleute tun können (vgl. RB 57,8). Es ist für Benedikt selbstverständlich, dass Mönche und Nonnen in der Welt leben und sich zu ihr verhalten müssen. Mit einem negativen Beiklang kommt der Begriff *saeculum* außer im 4. Kapitel nur noch im 1. Kapitel vor, wo über Mönche gesprochen wird, die „der Welt noch die Treue halten“ (RB 1,7). Es geht Benedikt nicht um Weltverachtung, sondern um eine Wahl, allerdings eine

---

<sup>4</sup> I. U. Dalferth, *Hoffnung* (Berlin 2016) 58: „Während man gerecht wird, indem man gerecht handelt und Gerechtigkeit praktiziert, wird man einer, der Gott und seine Nächsten liebt, nicht dadurch, dass man liebt, sondern dass man von Gott geliebt wird und dadurch die Fähigkeit erhält, Gott, andere und sich selbst auch auf gute Weise zu lieben“.

Wahl, die die Welt relativiert, es geht um die Wahl dessen, was im Leben die erste Stelle haben soll: Christus oder die Welt. Wer das Treiben der Welt als solches durchschaut, begeht nicht Weltflucht, sondern gewinnt eine sachgemäße Einstellung zur Welt, denn er negiert nicht die Welt als gute Schöpfung Gottes, sondern vermeidet es, die Welt als Ort bleibender Erfüllung anzusehen, was eine Vergötterung der Welt und damit letztlich eine Illusion wäre.

Auf dem Hintergrund der altchristlichen Taufspiritualität ist „Treiben der Welt“ alles, was Menschen davon abhält, Christus nachzufolgen. Daraus ergaben sich für die alte Kirche eine Reihe grundlegender Forderungen, die alle darauf hinausliefen zu verhindern, dass der christliche Glaube nur ein Teilbereich des Lebens war, die Beziehung zu Christus sollte das ganze Leben prägen. Man kann nicht einerseits wollen, dass er die Mitte ist, andererseits alles mitnehmen, was die Welt zu bieten hat. Dabei geht es damals wie heute nicht in erster Linie um Dinge, die böse sind, sondern vor allem um den großen Bereich des moralisch Neutralen, um all das, was nicht böse ist, aber auch nicht zu Christus hinführt.

Hinter dem Topos der Nachfolge Christi steht der Gedanke, dass es einen Weg gibt, den Gott uns vorgezeichnet hat. Ich höre schon diejenigen, die in diesem Zusammenhang Heteronomie rufen und sagen, so könne man nach Kant nicht mehr reden. Wenn man biblisch denkt, muss man so reden, Kant hin oder her! Ja, es gibt im christlichen Leben eine Heteronomie, denn menschliche Freiheit besteht nicht darin, das Ziel des Lebens selbst bestimmen zu können. Freiheit ist die Möglichkeit, auf den Anruf Gottes zu antworten und Christus nachzufolgen, oder diese Antwort zu verweigern. Letzteres ist kein neuer, interessanterer Weg, sondern ein Nichtweg.

Benedikt erklärt indirekt durch das, wovor er warnt, was für ihn Treiben der Welt ist: Eigenwille, Ungehorsam, Murren, Besitzanhäufung - eine Aufzählung, die man auch paulinisch als „Werke des Fleisches“ (vgl. Gal 5,19-21) zusammenfassen könnte. All das wird bereits dem Volk Israel von Mose und später von den Propheten vorgehalten. Origenes, ein Kirchenlehrer des 3. Jhs n. Chr. schreibt in seinen Homilien zum Buch Exodus, dass man Christus nicht dienen kann, solange man am „Treiben der Welt“ festhält, denn man kann nicht zwei Herren dienen, Christus und dem Mammon (vgl. Mt 6,24). Daher muss man Ägypten, d.h. diese Welt verlassen, nicht dem Ort nach, sondern im Geist, nicht durch Aufbruch zu einer Wanderung, sondern durch Fortschritt im Glauben<sup>5</sup>. Origenes erklärt, dass das Exodusgeschehen Christen ganz unmittelbar

---

<sup>5</sup> Vgl. Origenes, Homilien zum Buch Exodus 3,3.

betrifft, denn solange wir nicht bereit sind, uns von der Welt zu lösen, befinden wir uns wie Israel in Ägypten unter der Herrschaft des Pharao<sup>6</sup>. Origenes diagnostiziert in der Welt eine geistige Hungersnot (vgl. Am 8,11), die entstanden ist, weil die eigentlich für den Menschen vorgesehene Nahrung, das Wort Gottes, verschmäht wird und viele Menschen sich vom Treiben der Welt so sehr in Beschlag nehmen lassen, dass aus Christen wieder „Ägypter“ werden<sup>7</sup>.

Letztlich steht hinter dem Treiben der Welt die Tatsache, dass wir Menschen es sicherer finden, unseren eigenen Vorstellungen zu folgen als Gott zu gehorchen, denn insgeheim sind wir überzeugt, wir wüßten besser als Gott, was für uns gut ist, und so sagen wir mit dem Propheten Jeremia: „Wir wollen unseren eigenen Plänen folgen“ (Jer 18,12). Wir wissen um unseren Tod und wollen daher möglichst viel vom Leben haben - der Hebräerbrief nennt das „Knechtschaft aus Angst vor dem Tod“ (Hebr 2,15); wir wollen unser Leben „gewinnen“ (Mt 10,39par), das aber ist „Windhauch“, wie es im Buch Kohelet heißt (Koh 1,2 u.ö.)<sup>8</sup>.

Durch all das wird unsere Beziehung zu Christus unfrei, oftmals regelrecht funktionalisiert. Was ich damit meine? Sehr klar formuliert es Augustinus, wenn er Gottesstaat und Weltstaat einander gegenüberstellt. Im Gottesstaat benutzt man die Dinge der Welt, um zu Gott zu gelangen, im Weltstaat verehrt man Gott, um mit seiner Hilfe etwas zu bekommen<sup>9</sup>, das aber ist Götzendienst. Ohne eine wirkliche Liebesbeziehung zu Christus werde ich den Glauben funktionalisieren, d.h. ihn dahingehend beurteilen, ob er mir „etwas bringt“. Doch Jesus Christus hat keine Funktion in meinem Leben, er darf keine haben, wenn er wirklich Gott ist. Ihm eine solche zuzuweisen, hieße ihn zum Götzen machen, ihm im Sinne Augustins „zu gebrauchen“.

Sagen Sie nicht, dass uns das fern liegt! Wie oft höre ich, dass der Glaube so etwas wie eine Tankstelle ist, an der ich Kraft finde, um mit dem Auto meines Lebens weiterzufahren, zu Zielen, die nicht die Tankstelle vorgibt, sondern die ich mir selbst wähle. Vorgezogen wird das selbst gewählte Ziel; die Tankstelle - Christus bzw. der Glaube an ihn - ist nötig, aber zweitrangig<sup>10</sup>.

---

<sup>6</sup> Vgl. Origenes, Homilien zum Buch Exodus 1,5.

<sup>7</sup> Vgl. Origenes, Homilien zum Buch Genesis 16,4.

<sup>8</sup> Vgl. hierzu den lesenswerten Kommentar von L. Schwienhorst-Schönberger, Kohelet = Herders Theologischer Kommentar zum Alten Testament 82-91 und 125f.

<sup>9</sup> Augustinus, Gottesstaat 15,7; vgl. auch Augustinus, Über die christliche Lehre 4.

<sup>10</sup> Vgl. E. Nordhofen, Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus (Freiburg 2018) 91-115.

Bis jetzt habe ich über das „Treiben der Welt“ und die Gefahr, Christus alles Mögliche vorzuziehen gesprochen, nun muss folgen, was in unserer Gemeinschaft „Butter bei de Fische!“ genannt wird, d.h. ich müßte endlich sagen, was es positiv heißt, Christus nichts vorzuziehen.

Wie also zieht man Christus nichts vor? Ganz einfach: Indem man auf ihn hört und ihm nachfolgt. Nicht dem Jesus von vor 2000 Jahren, sondern dem gegenwärtigen Christus, denn „eine lebendige Beziehung zu einer toten Person gibt es nicht“<sup>11</sup>. Nachfolge hat nur Sinn, wenn Christus lebt. Ihm nachzufolgen heißt, seine Stimme zu kennen (vgl. Joh 10,27), sie im Gewirr der Stimmen, die uns umgeben, herauszuhören und ihr zu folgen<sup>12</sup>.

Daher beginnt die Regel Benedikts mit der Aufforderung: „Höre“ (RB 1,1) und sie sagt auch, worauf wir hören sollen, nämlich auf die *praecepta Christi*, auf alles, was er uns sagt. Christus ist die eigentliche Äbtissin eines Klosters, genauso wie er der eigentliche Bischof einer Diözese ist und der eigentliche Zelebrant jedes Gottesdienstes. Jeder, der ein Amt in der Kirche hat, ist nur Stellvertreter und darf daher nur lehren und tun, was Christus selbst lehren und tun würde. Dabei geht es nicht um die Ersetzung eines Abwesenden, sondern um die Sichtbarmachung eines Anwesenden, d.h. nur wenn ich wirklich glaube, dass Christus anwesend ist, kann ich ein kirchliches Amt richtig führen.

Von Christi Wort soll in der Kirche wie in einem Kloster alles bestimmt sein. Benedikt räumt dem Hören auf das Wort Gottes, der *Lectio divina*, in seiner Regel einen breiten Raum ein. Dass er selbst ein Hörender war, sieht man an der Art, wie er seine Regel aus Bibeltexten zusammengefügt hat, wobei außer Ruth und Nehemia alle Bücher der Heiligen Schrift vertreten sind.

Dahinter steht die frühchristliche Überzeugung, dass wir in der Bibel nicht mit uralten Worten, die sich an andere richten, konfrontiert sind, sondern mit dem aktuellen Wort Gottes an jeden von uns ganz persönlich. Das meint Paulus, wenn er sagt: "Um unseretwillen wurde es aufgeschrieben" (1 Kor 10,11) und: "Alles, was einst geschrieben worden ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben" (Röm 15,4). Hippolyt von Rom erklärt im 2. Jh.: „Es gibt nur einen einzigen Gott, den wir nirgendwo anders erkennen als in der Heiligen Schrift“<sup>13</sup>.

So weit, so gut, ich bin sicher, ich sage hier niemanden etwas Neues. Das Problem liegt in der Praxis, im Alltag mit seinen Fragen und Sorgen. Wir sind Teil einer Gesellschaft, in der Politik,

---

<sup>11</sup> J. Ratzinger, *Dogma und Verkündigung* (Freiburg 1973) 46.

<sup>12</sup> ebd. 144.

<sup>13</sup> Hippolyt, *Contra Noetum* 9,1-3.

Wirtschaft, Kirche und auch Klöster viel Geld für Beratung ausgeben, wohl deshalb weil uns die Probleme über den Kopf wachsen. Ich bin nun die letzte, die sagen würde, dass Beratung sinnlos ist, aber ich wage trotzdem zu behaupten, dass uns alle Beratung in der Kirche nur dann weiterbringen wird, wenn wir mindestens dreimal so viel Zeit wie mit Beratungsprozessen mit dem Lesen der Heiligen Schrift verbringen, indem wir fragen: „Herr, was willst Du?“ Christus nichts vorzuziehen heißt, dass er unser Hauptgesprächspartner ist, von dem wir bei Problemen Rat und Zuspruch erwarten

In unserer Welt wird immer wieder propagiert, man solle auf die Stimme des eigenen Herzen hören. Ich halte das für falsch, denn damit setzt man wieder etwas Zweites an die erste Stelle. Zuerst müssen wir vom Wort Gottes unser Herz verwandeln lassen und dann können wir auf die Stimme dieses verwandelten Herzens hören<sup>14</sup>. Die ursprüngliche Stimme in uns selbst, die noch nicht vom Wort Gottes verwandelt ist, ist immer auch die Stimme von Egoismus, Hass und Lieblosigkeit, der gegenüber die Stimme Christi die fremde Stimme ist, die uns korrigiert. Der christliche Glaube ist niemals das „Produkt unserer inneren Erfahrungen, sondern Ereignis, das von außen her auf uns zutritt“<sup>15</sup>, wichtig ist allein, dass wir dann zuhause sind.

Allerdings kann auch das Hören auf das Wort Gottes verzweckt werden. Die Bibel ist kein Lebenshilferatgeber, der zu jedem Problem eine Antwort liefert. Wenn ich an die Heilige Schrift herangehe, um zu erfahren, ob wir in Mariendonk unsere Landwirtschaftsgebäude abreißen sollen oder nicht, muss ich ziemlich gewaltsame Eisegeese betreiben, um eine Antwort zu erhalten. Wirklich zu fragen: „Herr, was willst Du“ bedeutet, mich so frei zu machen, dass ich nicht nur nach Antworten auf meine Fragen suche, sondern zulasse, dass Gott mich aus meinen Fragen herausreißt und mir neue Horizonte eröffnet. Gottes Wort hilft uns, nicht indem es unsere oft selbstgeschaffenen Probleme löst, sondern indem er uns zeigt, was unsere eigentlichen Problem sind und uns darüber hinaus neue Visionen schenkt. Allerdings bedeutet das oft auch, dass ich zuerst sein Schweigen ertragen muss, dass ich seine unverständlichen Worte und Taten, die mir manchmal ein Ärgernis sind, akzeptiere, dass ich aufhöre, ihn so umzudeuten, dass er in mein Denken passt. Die Aufgabe besteht darin, mein Denken seinem anzugleichen, so dass er in mir Gestalt gewinnt (vgl. Gal 4,19), dass nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir (vgl. Gal 2,20).

---

<sup>14</sup> Vgl. H.U.v. Balthasar, *Spiritus creator* (Einsiedeln 1960) 253f.

<sup>15</sup> Ebd. 72 mit Verweis auf R. Guardini.

Manchmal beschleicht mich das Gefühl, dass wir Gott zurückstoßen, nicht indem wir sündigen und Böses tun, noch nicht einmal dadurch, dass wir gleichgültig sind und ihn vergessen, sondern dadurch, dass wir sehr wenig von ihm erwarten. Wir wünschen uns kleine Dinge, wo er uns Großes schenken will. Er hat uns gesagt, wir dürften um alles bitten (Joh 14,13), aber wir antworten mit kleinen Wünschen, da wir im Tiefsten vor allem wünschen, er möge uns mit seinen großen Geschenken verschonen, wir wollen sie, aber bitte jetzt noch nicht. Er will uns die wahre Freiheit schenken, aber wir denken: die wahre Freiheit, schön und gut, aber was soll diese wahre Freiheit anderes sein als das Loslassen unserer lieb gewordenen Abhängigkeiten? Um diese Freiheit ertragen zu können, müssten wir wirklich neue Menschen sein, aber noch macht uns das alte Leben viel zu viel Spaß. Ein vielleicht provozierendes Beispiel: Wenn Sie die Wahl hätten zwischen dem ewigem Leben jetzt sofort und einem langen Leben auf dieser Erde, was würden Sie wählen? Wahrscheinlich würden die meisten - ich auch! - wohl eher den Spatz in der Hand wählen. Die Gemeinschaft mit Christus und das ewige Leben wollen wir auch - nur möglichst erst in ferner Zukunft. Können wir ehrlich: „Maranatha“ - „Komm, Herr“ beten?

„Der Liebe zu Christus nichts vorziehen.“ Liebe zeigt sich in der Verwendung von Zeit, auch unsere Liebe zu Christus zeigt sich darin, wie viel Zeit wir für ihn übrig haben. Wir alle geraten im Umgang miteinander und mit den Dingen dieser Welt sehr schnell unter einen Druck, der uns zu der immer wieder zu hörenden Aussage bringt, wir hätten keine Zeit. Objektiv kann diese Aussage nicht stimmen, wir alle „haben vierundzwanzig Stunden jeden Tag - darin unterscheiden wir uns nicht, ob arm oder reich, ob jung oder alt. Gemeint ist eher, dass wir oft zu viel in die verfügbare Zeit hineinpressen wollen und zu wenig das wirklich Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden, so dass der Eindruck entsteht, zu dem, was wir „eigentlich“ wollen, gar nicht oder viel zu wenig zu kommen. Die benediktinische Antwort auf das Zeitproblem lautet: „Das Wichtigste zuerst“ oder wie es in der Regel heißt: „Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden“.

Gottesdienst ist verschwendete Zeit, die keinen Ertrag bringt, aber unendlich sinnvoll ist. Dagegen wäre ein Gottesdienst, der etwas bewirken soll, wieder nur Mittel zum Zweck. Dabei ist es egal, ob ich möchte, dass Gott etwas tun soll, oder ob ich will, dass mit mir etwas geschieht, z.B. dass ich zur Ruhe komme. Gott wirkt ständig, wie Jesus sagt (vgl. Joh 5,17), und er kann mir alle Gaben und auch alle innerliche Gelassenheit schenken, aber immer nur als Zweites: „Euch aber muß es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33).

Wenn Christus die Mitte meines Lebens ist, dann habe ich Zeit und wenn ich ständig das Gefühl habe, mir fehle es an Zeit, ist das ein Hinweis, dass etwas anderes meine Mitte ist. Im Glauben an ein ewiges Leben kann ich Zeit verschenken, denn ich muss nicht alles in diesem Leben haben oder tun. Es ist okay zu säen und andere ernten zu lassen (Joh 4,37f), denn in der Kirche gehören wir alle zusammen. Wenn Christus die Mitte ist, entsteht Muße, ich werde frei vom ständigen Leisten-Müssen<sup>16</sup>.

Man könnte nun die ganze Regel Benedikts durchgehen und bei jedem Kapitel zeigen, wie es darauf angelegt ist, ein Kloster zu einem Raum zu machen, in dem Christus nichts vorgezogen wird. Aber das würde den Rahmen dieses Kurzvortrags sprengen. Daher möchte ich nur noch auf einen Punkt eingehen, der vielleicht gerade heute besonders wichtig ist: Christus nichts vorzuziehen bedeutet, seiner Kirche nichts vorzuziehen, in Gemeinschaft mit allen anderen Christen zu leben. Unser Glaube ist nicht privat, nur „mein Glaube“, sondern „wir glauben“. Über diesen gemeinsamen Glauben müsste mehr gesprochen werden, auch unter Priestern, auch in Klöstern, sonst schafft sich irgendwann jeder sein eigenes Credo. Das aber wäre „Treiben der Welt“, denn die Welt neigt immer und heute vielleicht mehr denn je zum Rückfall in den Götzendienst, d.h. in den Polytheismus.

Dass das Christusverhältnis des einzelnen durch die Gemeinschaft der Kirche vermittelt ist, kommt im vorletzten Kapitel der Regel zum Ausdruck, denn dort wird der Satz aus dem Prolog: „unter der Führung des Evangeliums gehen...“ (RB Prolog 21) in veränderter Form nochmal aufgegriffen: „Christus möge uns gemeinsam zum ewigen Leben führen“ (RB 72,12). Dieses „gemeinsam“ beziehe ich nicht nur auf die Mitglieder einer konkreten Gemeinschaft, sondern auf die gesamte Kirche. Wir sollen eins sein und „Vater *unser*“ beten, ein „*mein* Vater“ gibt es nicht. Wir alle gehören zu einem Leib, zum Leib Christi, und nur wenn das so ist, muss nicht jeder alles tun, sondern jeder und jede hat ihre besondere Berufung, die es dann auch rechtfertigt, andere Aufgaben anderen zu überlassen - die Augen müssen nicht hören und die Füße nicht sehen... Das erfordert immer wieder Glauben, auch den Glauben, dass wir, wenn wir unser Leben Christus schenken, uns nicht aus der Verantwortung für die anderen stellen, sondern ihnen mehr schenken als ihnen sonst irgend jemand schenkt: Unser Stehen für sie vor Gott, unseren stellvertretenden Glauben (Mk 2,5) und unser fürbittendes Gebet (Mk 1,30). Menschen,

---

<sup>16</sup> J. Pieper, Muße und Kult (München 1973) 52f.: Muße als die „Haltung des empfangenden Vernehmens, der anschauenden kontemplativen Versenkung in das Seiende... Die Muße ist nicht die Haltung dessen, der eingreift, sondern dessen, der sich öffnet, nicht dessen, der zupackt, sondern dessen, der loslässt, der sich loslässt.“



die Christus nichts vorziehen und dem Treiben der Welt aus dem Weg gehen, erfüllen für eben diese Welt eine unersetzbare Aufgabe, sie halten den Himmel offen. Nur wenn man davon wirklich überzeugt ist, ist christliches Leben, auch monastisches Leben zu rechtfertigen.